Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 18. 6. 1939 | Nr. 25

Ehre.

Die Ehre eines Volkes ist sein Brot und seine Krone. In ihr liegt das ganze Erbe der Väter umschlossen wie im Siegelring. Wofür die Alten gearbeitet Tag und Nacht, gesorgt von Geschlecht zu Geschlecht, das haben sie uns vertraut, daß wir's mit heiliger Hand bewahren und vermehren. Wir verteidigen nicht uns allein, sondern das, was Vater baute und Großmutter spann. Die Ehre, die uns unantastbar gilt, ist kein Ausfluß häßlicher Eitelkeit, sondern die hohe Verantwortung vor unseren Kindern und Enkeln und vor den Toten des Schlachtfeldes. Niemand soll uns später vorwerfen können, wir hätten keinen Sinn für den Stolz gehabt, ohne den ein Mann und ein Volk nicht atmen, noch siegen kann. Die Ehre einer Nation ist so zart, wie unsere Haut, und so fein, wie einer Saite Ton; aber zugleich ist sie unbeugsam hart wie Stahl.

Sie verlangt von allen das Gleiche: alles für das Ganze einsetzen. Von jedem Sondervorteil und reinem Eigennutz will sie gar nichts wissen. Sie fragt nur danach, ob unser Schild in der Welt blank und unser Schwert rein sei. Ihr sagt, ich bete einen Götzen an, dem schon viele zum Opfer gefallen seien, oder ihr meint, es sei ein Wahn um solche „hohen Worte". O nein! Ich rede nicht im Rausch. Die Ehre ist kein Rausch, sondern die Gesundheit unseres Lebens. Wer ihrer vergißt, ist krank oder ein Schuft. Ich gebe nichts auf „hohe Worte", wenn sie nur tönen und klingen wie blecherne Schellen. Wohl aber halte ich es mit den hohen Worten lieber als mit den gemeinen oder überklugen; denn sie erzählen etwas von den tiefsten Kräften, die wie starke Wurzeln den hohen Volksbaum bis ins Geäst hinauf tragen und nähren können. Ich bete keinen selbstgemachten Götzen an. Alle Natur hat ihre eigene Ehre, von der sie lebt. Der Blume Ehre ist, daß sie dufte und der Tanne, daß sie kerzengerade aus dem Felsgestein in die Lüfte rage. Das Kind fordert, daß man seine Reinheit achte und das Weib, das man in ihr die Trägerin des Lebensgeheimnisses schaue und der Mann, daß er seiner Verantwortlichkeit eigener Herr sei. Aber unaussprechlich höher steht eines Volkes Ehre. Wer Jahrhunderte Geschichte übersieht, die Riesenarbeit von tausend Geschlechtern überschlägt, mit dem Geist seines Volkes geheime Zwiesprache hält, der ahnt ein weniges erst von seines Volkes Ehre. Sie lag als Mitgift in deiner Wiege; du warst ihrer teilhaftig, ohne deine Arbeit. Erwirb sie und werde ihrer wert! Wer sie stiehlt, ist dein Feind; wer sie verletzt, den verachte!

Ich höre ein unwirsches Murren: „Ehre kann ich nicht essen, gibt mir Kartoffel und Butter." Ich verstehe. Deine Kinder brauchen Nahrung. Nur vergiß nicht, daß dein Vater die Hälfte von dem nötig hatte, woran wir uns gewöhnt haben, und deine Großmutter staunt, was wir heute alles brauchen. Ich freue mich mit dir von Herzen der steigenden Wohlfahrt. Knurrender Magen und eiskalte Stube sind schlechter Boden für große Gedanken und reine Herzen. Trotzdem bleibe ich dabei: die Ehre ist unser Brot. Was tust du denn, wenn du zu essen genug hast und die anderen Völker mißachten dich, weil du in der Zeit der Not feige warst, und nur an das Essen dachtest? Die Geschichte richtet gerecht und hilft keinem, der nicht das Letzte wagt. Volksehre verlieren, ist ein verteufelt schlechtes Geschäft. Wir wünschen wahrhaftig keine Unbesonnenheiten. Pflicht ist's, alles zu überlegen, was den Kampf erleichtert und beendet, Pflicht ist's, niemand herauszufordern ohne Not. Aber gleiche Pflicht heischt, vor Gott und Menschen ein sauberes Gewissen zu wahren. Der Tapfere gilt mehr als der Schlaffe, der Mann der Zucht mehr als der der Habsucht. Dieses Gesetz regiert unerschütterlich. Alle Völker achten uns, wenn wir unserer Ehre nichts vergeben, mögen sie's Wort haben oder nicht. Denn eigene Sorge ist gering gegen Volkessorge und dein wahrer Reichtum ist deines Volkes Zukunft. Wenn dein Volk gewinnt, gewinnst du; wenn dein Volk verliert, bist du zehnmal verloren. Helden ohne Wunden hat es nie gegeben.

Die Ehre deines Volkes ist sein Brot und seine Krone.

Gottfried Traub.

Zum Johannistag 1939.

Feuerspruch der Deutschen in Polen.

Von Heinrich Gutberlet
vertont von Eugen Naumann.

Was dich auch bedrohe:
Eine heil'ge Lohe
gibt dir Sonnenkraft!
Laß dich nim[illegible] knechten,
laß dich nicht entrechten;
Gott gibt den Gerechten
wahre Heldenschaft.

Was auch immer werde:
Steh' zur Heimaterde,
bleibe wurzelstark!
Kämpfe, blute, werbe
für dein höchstes Erbe,
siege oder sterbe:
Deutsch sei bis ins Mark!

---

21. Juni 1919.

Scapa Flow.

Die letzte Tat der deutschen Hochseeflotte.

Von Kurt Felix Herbst.

Grau und kahl dehnen sich in weitem Rund die Felsen der Orkney-Inseln, umschließen die Bucht von Scapa Flow. Helle Junisonne strahlt vom blauen Himmel, im Wasser spiegeln sich die ehernen Leiber gewaltiger Schlachtschiffe und Kreuzer, unwillig knirschen die Ankerketten in den Klüsen schnittiger Torpedoboote.

Es ist nicht Albions Grand Fleet, die im sicheren Schutz vor feindlichen U-Booten ausruht, wie so oft in den langen Kriegsjahren. Nein, jetzt kann der bunte Union Jack sich wieder beruhigt als Herrscher der Meere zeigen. Der Krieg ist zu Ende, und hier in Scapa Flow liegt hinter dreifacher Trossen- und Balkensperre die gefürchtete deutsche Hochseeflotte mit niedergeholter Flagge, interniert, kampflos preisgegeben von den Novemberverrätern.

Der Zustand der Schiffe ist erbärmlich; nichts von dem sonst gewohnten spiegelnden Glanz. Die Außenfarbe blättert ab, die Planken sind grau verschmutzt, die Messingteile grünspan-überzogen. Denn die aufs äußerste verminderten Besatzungen reichen gerade dazu aus, um die Schiffe fahrbereit zu halten. Abgeschnitten von aller Welt, aus der Heimat dürftig verpflegt, warten sie seit sieben Monaten auf Frieden und Heimkehr.

Auf der Brücke der „Emden" steht Vizeadmiral von Reuter und blickt durchs Glas zu den englischen Linienschiffen und Zerstörern hinüber, die drei Seemeilen entfernt zur Bewachung vor Anker liegen und anscheinend gerade zu einer Übung auslaufen wollen. Erinnern geht zurück zu jenem dunklen Novembertag, da er als Führer des Internierungsverbandes — 10 moderne Linienschiffe, 5 Große Kreuzer, 8 Kleine Kreuzer und 50 Torpedoboote — auf Schillingreede die Anker lichten ließ zur letzten Fahrt gen England. Vor ihm steht unvergeßlich das schmachvolle Bild, als Geschwader der Alliierten mit drohend ausgeschwenkten Geschützen die widerstandslosen deutschen Schiffe in die Mitte nahmen und vom britischen Flottenchef durch Funkspruch die Aufforderung kam: Die deutsche Flagge ist um 3.57 Uhr nachmittags niederzuholen und darf ohne Erlaubnis nicht wieder gehißt werden. Und der Wind trug das siegestrunkene „Hurräh" der englischen Matrosen zu den Männern, die blutenden Herzens die unbesiegte Kriegsflagge strichen . . .

Das ist nun Monate her! Bestand zu Anfang noch der feste Glaube, daß die Menschen in der Heimat sich aufraffen würden zum letzten Widerstand gegen einen Frieden der Schmach und Ehrlosigkeit, so war diese Hoffnung jetzt längst zuschanden. Die spärlichen und verspäteten Nachrichten aus Deutschland — die Benutzung der Funkeinrichtung war unterbunden, und die Briefpost stand unter englischer Zensur — melden Aufstände und Bruderkampf, Not und Tod. Aus englischen Zeitungen erfährt der Admiral, daß die Entente in ihren Friedensbedingungen die Auslieferung der deutschen Flotte verlangt, daß die Novemberregierung über einen Verkauf der Schiffe verhandeln soll. Das war vor ein paar Tagen gewesen, und nach einer Nacht voller Qual und innerem Kampf war der Entschluß gereift, geboren aus dem Befehl, der für die Kaiserliche Flotte galt: Deutsche Kriegsschiffe dürfen unter keinen Umständen in die Hände des Feindes fallen! Am 17. Juni wurde der bis ins kleinste ausgearbeitete Geheimbefehl für die Versenkung der Schiffe allen Kommandanten und den Führern der Torpedoboote übermittelt.

Die Schiffsuhr im Kartenhaus der „Emden" zeigt Elf. „Noch eine Stunde", spricht der Admiral vor sich hin. Er hat keine Kenntnis davon, daß das Abkommen über die Waffenruhe um zwei Tage verlängert worden ist; für ihn läuft heute, am 21. Juni 1919, der Waffenstillstand ab, und mittags 12 Uhr beginnt wieder der Kriegszustand, für den ihm Ehre und Gewissen sein Handeln vorschreiben.

Festen Schrittes geht der kampferprobte Seeoffizier wieder auf die Brücke, hebt noch einmal das Glas an die Augen: Von dem vor ein paar Stunden ausgelaufenen Geschwader ist nichts mehr zu sehen, nur schwarze Rauchfahnen kleben am Horizont. Ein feines Lächeln umspielt das scharfgeschnittene Gesicht des Admirals. Dann strafft sich seine Gestalt: „Signalmaat!" — „Exzellenz?!" — „Sofort Signal an alle Kommandanten und F.d.T.: Paragraph elf — Bestätigen — Chef Jot-Vau!"

Die Würfel sind gefallen! Morselampen und Flaggen übermitteln das im Geheimbefehl festgelegte Stichwort für die sofortige Versenkung. Eine halbe Stunde später ist von allen Einheiten die Bestätigung des Signals eingegangen. Überall an Bord werden in fieberhafter Eile die Bodenventile geöffnet. Gurgelnd schießt das Wasser in die unteren Räume. Alle Schotten und Bunkertüren stehen offen, alle Luken und Seitenfenster. Laut schlagen die Schiffsglocken das Signal „Alle Mann aus dem Schiff!" Und während schon die Boote ausgeschwungen werden, fertig zum Abfieren, steigt an Gaffeln und Masten in fleckenlosem Weiß die ruhmvolle Kriegsflagge.

12 Uhr 16 Minuten. Da legt sich als erstes das Flottenflaggschiff „Friedrich der Große" auf die Seite. Wasser strömt zischend durch die Bullaugen. Immer tiefer neigt sich der riesige graue Leib, zeigt im Kentern Schrauben und rote Unterwasserfarbe. Zwei Strudel aus den Schornsteinen schäumen noch einmal auf. Dann glätten sich die Fluten, und auf dem Wasser treiben zwischen Trümmern nur noch die Rettungskutter, die zum Zeichen der Wehrlosigkeit weiße Flaggen gesetzt haben. Wenig später schießt „König Albert" in die Tiefe. Der Kleine Kreuzer „Brummer" sinkt.

Jetzt wird auch der völlig überrumpelte Engländer lebendig. Auf den wenigen im Hafen anwesenden Bewachungsfahrzeugen laufen die Besatzungen hin und her, schreien aufgeregt durcheinander, schießen in sinnloser Wut auf die Boote und die im Wasser treibenden Schiffbrüchigen — 9 Tote und 16 Verwundete sind die letzten Opfer der deutschen Flotte. Doch die schmachvolle Unritterlichkeit britischer Offiziere und Matrosen vermag den Untergang der schon so sicher gewähnten „Kriegsbeute" nicht aufzuhalten. „Moltke", „Kronprinz Wilhelm", „Kaiser", „Großer Kurfürst", „Prinzregent Luitpold", „Dresden", „Seydlitz", „Köln", „Kaiserin", „König", „von der Tann", „Bremse", „Bayern", „Derfflinger" — nacheinander verschwinden sie im selbstgewählten Wellengrab.

Das inzwischen durch Funkmeldung benachrichtigte Linienschiffsgeschwader braust mit äußerster Kraft heran. Zu spät! Nur das Linienschiff „Baden", die Kleinen Kreuzer „Emden", „Frankfurt" und „Nürnberg" sowie 4 von den insgesamt 50 Torpedobooten können in sinkendem Zustand auf Land geschleppt werden, während 3.50 Uhr „Karlsruhe", 4.45 Uhr „Markgraf" und um 5 Uhr nachmittags als letztes Schiff der Große Kreuzer „Hindenburg" mit wehender Kriegsflagge untergehen.

Am anderen Tag wird Admiral von Reuter mit seinen Offizieren aufs englische Flaggschiff befohlen. Bewacht von Seesoldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren, stehen die Männer auf dem Achterdeck und hören die haßerfüllten Worte des englischen Geschwaderchefs, der ihr mutiges Handeln mit häßlichsten Worten schmäht. Die deutschen Offiziere stehen stolzerhobenen Hauptes; in ihren Herzen lebt das Glücksgefühl, die Flagge rein und fleckenlos erhalten zu haben, getreu dem Fahneneid, den sie auf diese Flagge einst geschworen.

Scapa Flow war die Todesstunde der deutschen Flotte, ein Lichtblick im Dunkel jener trüben Tage.

Wartesaal Samara.

Von Herbert Kurzbach.

Angesichts der Waffen, die an der Wand hingen, war ihr Gespräch abgeglitten vom heiteren Stoff, und sie sprachen nun von Ladehemmungen und Patronengurten, von flandrischen Trichtern und verfluchten Gasvergiftungen und davon, wie sie doch alle, die Männer im Zimmer, des Todes sich erwehrt hätten in tausend Begegnungen mit ihm, und man hörte aus der Sprache der Männer, daß sie den Teil, mit dem ihr persönlicher Mut an der Rettung beteiligt gewesen sein mochte, nicht zu gering veranschlagten.

„Nein", sagte der Mann, dem die Waffen an der Wand gehörten, „keine dieser Klingen und keiner dieser Revolver hat mir in der entscheidenden Stunde zwischen Tod und Leben beigestanden, aber ich weiß nicht, ob ich heute unter Ihnen stünde, wenn mich nicht damals, im April 1918, ein Mädchen geküßt hätte." Und da man ein wenig lächelte ob solch seltsamer Rede, erzählte er weiter:

„Ich lag seit 1916 als kriegsgefangener Offizier im Lager Krasnaja Rjetschka bei Chabarowsk, im östlichen Sibirien. Unser Lagerkommando hatte Verhandlungen mit russischen Funktionären eingeleitet, um das gesamte Lager aus der sibirischen Öde nach europäischem Boden zu versetzen. Und was Gesuche und Bitten nicht vermochten, das gelang dem Rubel: man verfrachtete uns in einen Zug, der uns der Heimat um ein gewaltiges Stück näherbringen sollte. Dem folgte grausame Enttäuschung. In Samara ward unser Zug nicht nur aufgehalten und das ganze Unternehmen von den maßgeblichen Rotgardisten mit donnernden Flüchen zur Hoffnungslosigkeit verurteilt, sondern die Lokomotive ans Ende des Zuges gespannt und die Rückkehr des gesamten Transports unter entsichertem Gewehr befohlen. Wir waren zwei, ein Fähnrich und ich, die wir uns entschlossen, lieber das Letzte zu wagen, als Krasnaja Rjetschka wiedersehen zu müssen, und als der Zug aus dem Bereich der Bahnhofslampen war, warfen wir uns hinaus aus dem Wagen, die Bündel mit Zivilkleidung im Arm, und blieben im Schnee liegen.

Spät erst, als uns nichts verdächtig schien, standen wir auf, wechselten die Kleidung und kamen überein, in großem Bogen uns an den Bahnhof heranzuschleichen, um dort doch vielleicht einen Güterzug, der ins Innere Rußlands fuhr, unerkannt zu gewinnen. Wir waren etwa hundert Meter vorangekommen, quer über einen gefrorenen Acker, als uns, vom Bahnköuper herüber, eine Stimme anrief. Wir schmissen uns instinktiv zu Boden, aber da krachte schon ein Schuß, Erde spritzte mir in den Nacken, und da blieb uns nichts übrig, als hinüberzuspringen gegen die Buschwand, die dunkel in der grauen Nacht stand. Es folgten wohl gegen acht Schüsse, ich warf mich in die Zweige, in die knirschenden und brechenden, und verhoffte, und der Schlag meines Blutes donnerte im Ohr.

Nach einer halben Stunde wohl, nichts rührte sich mehr, kroch ich den Weg der Flucht zurück und fand den Fähnrich starr im Acker liegen.

Hätte das, was wir Schicksal heißen, unser Heimweh überhaupt mißbilligt, so hätte es wohl auch mir eine Kugel zulenken können, so dachte ich neben dem Toten, aber ich lebe noch, und vom Bahnhof drüben muß ein Weg nach Deutschland führen. So schlich ich allein weiter. Ich hatte mich bereits weit gegen den Bahnhof vorgearbeitet, als plötzlich eine Gestalt über das Feld herüberschritt, gerade auf mich zu. Ob ich nun liegen geblieben wäre oder die

Ein Jahr Haushaltungsschule in Posen.

Wenn der Schulschluß vor der Tür steht und ein großer Teil unserer deutschen Mädel die Schule für immer verläßt, tritt wohl an jede die Frage: Was soll ich nun anfangen?

Oft ist es so, daß ein Teil zu Hause bleibt, um der Mutter in der Wirtschaft zu helfen und einen Begriff von der Arbeit der Hausfrau zu bekommen. Die anderen gehen dann entweder möglichst bald einem Berufe nach, um selbstständig zu werden, oder aber in eine Haushaltungsschule.

Ja, was ist denn eine Haushaltungsschule? — „Das ist eine Kochschule“, wird oft geantwortet. Diese beiden ganz verschiedenen Begriffe werden leider sehr oft verwechselt. In einer Kochschule lernt man, wie uns der Name schon sagt, nur kochen, während man in einer Haushaltungsschule neben Kochen, Backen und Schneidern auch noch andere Fächer hat, nämlich: Handarbeit, Waschen, Plätten, Glanzbügeln, Hausreinigung und Gartenarbeit. Außerdem wird noch in Gesang, Sport, Menschenkunde, Säuglingspflege, Deutsch, Polnisch, Staatsbürgerkunde, Rechnen und Organisation von Familienwirtschaft Unterricht erteilt. — Wir lernen also nicht nur kochen!!!

Mit allen im Haushalt vorkommenden Arbeiten wird man da vertraut, indem man sich nicht große Vorträge darüber anhört, wie das in den vielen sehr feinen „Töchterpensionaten“ der Fall ist, sondern indem man sie selbst Tag für Tag verrichtet. So kann es auch in Zukunft nicht mehr vorkommen, daß die Hausfrau von ihren Angestellten unmögliche Dinge verlangt, von denen sie selber keine Ahnung hat.

Es ist für mich eine unvergeßliche Zeit, dieses eine Jahr Haushaltungsschule in Posen. Gern denke ich an die Stunden zurück, in denen wir so viel gelernt haben und an die Freizeit in unseren lichten und freundlichen Räumen, die wir gemeinsam auf so verschiedene Weise verbrachten. Oft veranstalteten wir kleine Hausfeiern anläßlich des Muttertages und zu Weihnachten. Im Juni feierten wir unser großes Abschiedsfest. Sehr gerne sangen wir abends unsere schönen Volkslieder. Eine spielte dazu Mundharmonika oder Klavier. Und wenn es dann hieß, daß wir schlafen gehen müßten, trennten wir uns sehr schwer. Sobald ein Mädel Geburtstag hatte, mußte sie einen Kaffee bei uns ausgeben. Den Kuchen backten wir selber! Und wie das dann schmeckte!!! Nachher wurde sogar getanzt. — Wenn uns Petrus sehr hold war, machten wir Ausflüge in unsere sehr abwechslungsreiche Posener Umgegend. Diese Ausflüge gaben uns ganz besonders viel; wir traten uns somit erheblich näher. In diesen Tagen dachten wir nicht an die Schule und an die Lehrstunden, — nein, — diese Gedanken schalteten wir aus und lebten ganz allein nur uns. Vergnügt und munter kehrten wir dann immer heim.

An manchen Abenden der Woche besuchten wir, wenn es mal etwas Gutes gab, Vorträge, Theaterstücke, Opern und vieles andere. Auch war im Laufe des Jahres ein Rundgang durch die Stadt und die Besichtigung vieler Sehenswürdigkeiten vorgesehen.

Was mir dieses eine Jahr Haushaltungsschule in Posen gegeben hat, das habe ich erst dann eingesehen, nachdem ich das Gelernte zu Hause praktisch verwerten konnte. O, wie stolz bin ich, wenn der Krem schön locker, der Kuchen schön durchgebacken, und der Braten richtig braun geworden ist! Wenn die Fußböden schön glänzen und die Gardinen — das schwere Problem — ganz gerade hängen, als wären sie von meiner Mutter angemacht worden. Es geht ein glückliches Strahlen über mein Gesicht, wenn die Familienangehörigen — besonders die Männer, die sonst immer was zu meckern haben — sich wohlwollend über ein Gericht äußern.

Wollen wir mal überlegen: gibt es denn noch etwas Schöneres und Natürlicheres für uns deutsche Mädel, als diese Vorbereitung zur künftigen, tüchtigen Hausfrau und Mutter?

Einer jeden möchte ich das ganz besonders ans Herz legen, diese Schule zu besuchen und solch eine Gelegenheit ja nicht zu versäumen. Dann werden wir glücklichere Ehen und gesündere Kinder haben, und es braucht uns um unseres Volkes Zukunft nicht bange zu sein.

Ein Volk, das tüchtige Frauen und kluge Mütter hat, kann nie untergehen; daß es lebt, dafür sind wir verantwortlich.

Eine ehemalige Schülerin.

Kameradschaft in Kanada.

Ein deutsches Schicksal aus Uebersee. — Harte Lebenskämpfe fern der Heimat.

Die Schicksale der „Deutschen Häuser“ in Polen sind hart. Wir bringen von einem Auslanddeutschen im folgenden eine Schilderung, die einen ergreifenden Einblick in die Verhältnisse eines deutschen Kameradschaftsheimes in Kanada gibt.

Das Bier im Kameradschaftsheim schmeckt gut. Das ist nicht immer so in Kanada. Das Bier ist drüben zu jung, wenn es ausgeschenkt wird. Es enthält auch zuviel Kohlensäure. Auf jeder Theke der kleinen und großen „Beer-Parlors“ in den Präirieprovinzen von Kanada stehen außerdem Salzstreuer bereit, damit man sich etwas Salz in das Glas streuen kann. Dann schäumt das Bier auf, und es wird ein wenig süffig. Und trotzdem mag es Walter nicht.

Aber hier, da läuft das Getränk labend, erfrischend und Stärke gebend durch die Kehle.

Walter hat kein Heim. Er ist mehr zu Haus in verräucherten Bierlokalen, als er es je in Deutschland in einem Zimmer gewesen ist. Er kennt Saskaton und Winpeg und alles, was dazwischen liegt. Er ist nicht stolz auf diese Kenntnis. wie es wohl ein Tourist sein würde, wenn er so viel von Kanada gesehen hätte. Walter ist kein Tourist. Er ist ein Einwanderer, eigentlich mehr Auswanderer. Er ist aus Deutschland ausgewandert, um in Kanada sein Glück zu machen. Seit seiner Ankunft in Quebec, wo man ihn in einen plombierten Zug gesetzt hat, damit er ja nicht in den Großstädten des kanadischen Osten aussteige, sondern schnurstraks bis in die Prärie durchfahre, wo er bei der Ernte helfen sollte — seit jener Ankunft ist er Einwanderer. Er hat kein Heim gefunden. Er kann sich nicht festsetzen. Er hat kein Geld, um sich eine Farm zu kaufen. Die wenigen Kröten, die er im Anfang in der Tasche hatte, die sind ihm durch die Hände geglitten, auch wenn er die Faust ballte. Und auf der Straße hat er niemals Gold, höchstens einen Groschen gefunden. Schwere Arbeit hatte er leisten müssen. Erntearbeit.

In Deutschland war er ein kleiner Angestellter. Das hat ihm hier nichts geholfen. Er konnte nur als Erntehelfer Geld machen. Die Arbeit war schwer. Verdammt nochmal, wie kann man einem Pferde beibringen, daß es anhalten soll, wenn das Pferd nicht deutsch, und der Mann hinter dem Pferd nicht englisch versteht? Pflügen, das lernte sich schon, aber wie sagt man „Bbbrrr“ auf englisch? Nun, er hatte das Pferd daran gewöhnt, aber es hatte lange gedauert.

Die Sprache beherrschte er ja nun. Da ließ sich auch leichter ein „job“ finden. Man mußte nur die Ohren steif halten. Im Winter fand man Hilfsarbeit in der Stadt. Und im Sommer? — die Präríe ist ja so groß.

Aber man kann sie nicht lieben. Man kann von ihr gefangen genommen sein. Man kann sich vor ihr klein fühlen. Aber man kann sie nicht lieben. Ja, die Heide, die kann man lieben. Ein Roggenfeld, um das man jeden Abend mit der Pfeife im Mund einen Spaziergang machen kann, das kann man lieben, auch wenn man ein Städter ist. Daran hat man Kindheitserinnerungen. Da kann man sich nach sehnen. Aber die Prärie? Kann man um zweitausend Morgen herumlaufen? Man kann wohl mit dem Auto herumfahren, wenn man ein Auto hat. Aber dann liebt man nicht mehr das Auto als den Weizen auf dem fruchtbaren Acker.

Walter wundert sich über die Gedanken, die er so hat, während das Bier immer noch schmeckt. Die anderen stoßen ihn an und rufen ihm zu, daß er mitsingen soll. „Was ist denn los?“ sagen sie. „Ist dir denn 'ne Laus über die Leber gelaufen?“ Und Walter singt. Einfache Lieder. Deutsche Lieder.

Aber er denkt immer noch. Gott, denkt er, wie anders ist dieser Abend als die vielen Abende, in denen ich mein Heimweh in Bier ertränkt habe, bis ich nicht mehr sehen konnte. Damn it all, was hat er von diesen Nächten gehabt? Einen „hangover“, einen scheußlichen Katzenjammer . . .

Aber das Heimweh hat er nicht verloren . . .

Jetzt aber, in diesem Augenblick, wo Walter ein deutsches Volkslied singt, da hat er kein Heimweh. Er sitzt im Kreise deutscher Kameraden in Regina, Kanada, und fühlt sich wohl. Nicht, weil er ein paar Glas Bier getrunken hat, nein, weil er sich geborgen fühlt. Er sitzt in einem deutschen Heim. Heute abend ist es eingeweiht worden. Es ist klein, aber es hat ein paar Gastzimmer für Durchreisende. Es hat einen Kameradschaftsraum. Und es ist voll von Deutschen, Kameraden, Gleichgesinnten. Walter weiß von Politik wenig. Was kümmert ihn das . . . Aber er weiß, daß er jetzt ein Heim hat, ein Zuhause. Und das bedeutet viel! Er ist nicht mehr allein. Er hat Kameraden. Das Bier schmeckt wie nie. Die Lieder machen ihn froh und heben das Herz. Hm, brummt er, ich bin glücklich.

Leider muß er ja heute noch weiter. Der Meyer will ihn auf seiner Farm haben. Morgen früh soll er anfangen. Zweihundert Meilen muß Walter noch mit der Bahn fahren. Er hat gerade noch genug Geld, um mit der Bahn zu fahren. Er sieht auf die Uhr. Schade, der Zug fährt in einer halben Stunde. „Ich muß ja gehen!“ Auf Wiedersehen, ihr deutschen Kameraden. Ihr habt mir das Heimweh vertrieben. Jetzt bin ich auch hier in der Fremde froh . . .“

Walter hat bezahl, sich verabschiedet. Muß er unbedingt schon gehen? Ja, es geht nicht anders . . . Er geht zur Tür, da steht eine Büchse. „Für unser deutsches Heim“. Walter sieht auf die Büchse. Dann steckt er die Hand in die Tasche. Er steckt fünf Dollar in den Schlitz. „Für mein Heim“, denkt er, „meine deutschen Kameraden!“

„Nanu, da bist du ja wieder? Was ist denn los?“

„Ich fahre erst später. Ein Güterzug fährt um Mitternacht. Den will ich nehmen. Dann kann ich fünf Dollar sparen.“

Fein, sagen sie alle. Er ist vernünftig, denken sie. Er hebt sein Geld auf. Er will einen Spargroschen haben. Und sie trinken noch ein Bier zusammen.

Fünf Minuten nach Mitternacht steht Walter an einer großen Kurve gleich hinter dem Bahnhof. Die Scheinwerfer der schweren amerikanischen Lokomotive brechen helle Kegel durch die Nacht. Walter duckt sich.

An der Kurve verlangsamt sich das Tempo des Güterzuges. Walter springt auf einen der letzten Wagen. Keiner der Wagen hatte eine der großen Schiebetüren offen. Walter kletert, während der Zug langsam dahinrollt, unter das Wagengestell und macht es sich in einem Gerätekasten bequem. Er liegt gekrümmt, wie eine Mumie. Aber er kann nicht herausfallen. So ist er schon früher gefahren. Viele, viele Meilen. Dann hat er aber geflucht, und über sein Schicksal gewettert. — Heute ist Walter still. Er denkt an das deutsche Heim. Und dann schläft er, während der Güterzug durch die Prärie rast. Walter schläft in dem engen Gerätekasten. Er schläft ruhig. Morgen wird er den Motorpflug durch die Prärie führen, um neues Land und ein neues Heim zu schaffen.

Der Turmbläser

Es war am längsten Tag. Um neun Uhr abends
durchschritt ich eine lange, helle Straße.
Sie schien bewohnt von allen Menschenklassen.
Und ein Gewimmel war es überall.
Ich hörte im Vorbeigehen immer nur
von jedem mir Begegnenden drei Worte:
Genuß und Geld, und nur Genuß und Geld,
und manchmal auch, wo Arbeit wer gefunden,
und wer vergebens Arbeit nachgesucht.
Und Arbeit, Arbeit nur, um zu genießen,
Um Weib und Kind mit Sorgen zu ernähren,
zu atmen, welch ein kümmerliches Los!
Als ich mich mühte nun, mich durchzudrängen,
fiel mir ein Zug in jedem Antlitz auf,
auf jedem Antlitz, das in schneller Folge
an mir vorüberschoß und schob und trieb;
Entsagung war'., und hinter dieser Trauer
ein rasendes Verlangen, mitzunehmen,
was mitzunehmen ist im kurzen Leben.
Als ich am Dom des heiligen Michael
vorüber kam, da hört ich plötzlich klar,
da hört ich eine einsame Posaune,
die oben auf dem Turm geblasen wurde.
Ich sah hinauf: Aus einem Schalloch blinkte
das Instrument im letzten Abendschein.
Und der es blies, so hoch und fern er stand,
ich konnt ihn deutlich sehn: den alten Mann
mit seinem langen, weißen, würdigen Barte.
Und der Choral erscholl, den alle kennen:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
und hoffet auf ihn alle Zeit,
den wird er wunderbar erhalten
in jeder Widerwärtigkeit.“
Und feierlich und in virtuosem Spiele
klang es wie Engelstöne durch die Luft
hin über allen Wust und Schmutz und Lärm,
hin über alle Gier in hehrer Reinheit.
Ist das der letzte Christ, der oben steht,
der jetzt, unangefochten von der Sünde,
in Glaubenstiefe seinem frommen Herzen
die Warnung mild und ernst entströmen läßt?
Ein letzter Mahnruf: Kommt, o kommt zu mir,
eh' euch ein furchtbares Ereignis alle,
euch alle in den Schlund der Hölle zieht!

Detlev von Liliencron

Flucht ergriffen hätte, es war eins so sinnlos wie das andere, zu nahe war schon der Mensch. Da sprang ich hoch, packte ihn und verschloß ihm den Mund, und ich war eben im Begriff, ihn zu Boden zu werfen, als ich gewahr wurde, daß ich mit einer Frau rang. Ich ließ sie los, wir starrten einander an, beide aufs tiefste erschrocken und nicht wissend um das Nächste, das zu tun war, und in diesen Augenblicken erkannte ich, trotz der Dämmerung der Nacht, ein junges Gesicht unter dem hellen Kopftuch. Ich weiß nicht mehr, ob ich ein Wort der Entschuldigung stammelte. Ich erinnere mich nur noch, daß ich ihr das Faustbündel aufhob, das ihr beim Überfall entrissen worden war, und daß sie mißtrauisch zurückwich und schließlich, mit jähem Griff, mir ihre Habe entriß und davonstürmte.

Der Zwischenfall, so vermutete ich, konnte mir noch immer schaden, wenn ich mich nicht eiligst versteckte, und so lag ich hinter irgend einem Schuppen, stundenlang. Die Kälte fuhr mir in den Leib, es war entsetzlich, und ich mußte unbedingt wieder einmal in die Wärme kommen. Warum sollte ich im Bahnhof Aufsehen erregen? Ich trat in die Gaststube, aus der ein köstlicher warmer Hauch drang. Ich saß zwischen Flüchtlingen, Soldaten und Eisenbahnern, hielt meine Hände an den hohen Ofen und wurde so, in den Genuß der Wärme verloren, nicht gewahr, wie Augen mich musterten und Vermutungen mich verdächtigten, und als drei verwilderte Gardisten ihre Revolver zogen und von mir Papiere forderten, da wußte ich erst, daß mein Leben kein Heller mehr wert war. Sie grinsten unter ihren Schirmmützen hervor, weil ich keine Anstalten machte, einen Ausweis hervorzuziehen, sie wiesen schon, ihres Fanges stolz, nach der Tür, daraus sie mich abzuführen gedachten, als sich mir plötzlich, ich weiß nicht woher, zwei Arme um den Hals legten und mich ein Mund küßte, ein warmer Mund, und ein helles Kopftuch vor meinen Augen lag.

Ich war von dieser zärtlichen Umarmung nicht weniger verwirrt, als Sie nun sein mögen. Die Rotgardisten rissen die Frau von mir, und da sahen wir uns ein zweites Mal in die Augen, das Mädchen und ich, die wir miteinander gekämpft hatten draußen unter der Nacht. Sie suchte sich, unter lautem Schimpf und Fluch, aus dem Griff der Soldaten zu befreien, sie weinte schließlich und klagte herüber zu mir, zu ihrem armen, armen Stanja, wie ich immer wieder hören mußte, und sie klopfte auf ihren Mund und wies mit der Hand nach mir, und ich hörte aus ihren russischen Worten, daß der arme Stanja stumm sei und nur lalle. Ich hob die Arme, einem Idioten nicht unähnlich, und lallte und gurgelte ein paar Töne, und schon riß sich das Mädchen los und hing mir an die Brust und streichelte mir die Wangen. Die Rotgardisten lachten dröhnend ob solchen Paares, und nachdem ihnen das Mädchen noch einige Fragen beantwortet hatte, woher wir beide stammten und daß wir nach Rostow, zu ihren Eltern, zu fahren gedächten, schritten sie, nicht ohne spöttischen Glückwunsch, durch die Tür.

Sie saß bei mir, ihr Bündel auf dem Stuhle, und sah mich an und senkte den Blick. „Schweigen Sie!“ flüsterte sie plötzlich ernst. „Sie sind ein Kriegsgefangener, ich weiß es. Bleiben Sie an meiner Seite! Von Rostow werden Sie weiterkommen!“

Ich bin bis Rostow mit ihr gefahren, nicht im Güterwagen, in eine Ecke verkrochen, nein, in einem richtigen Personenzug. Und wenn es auch noch eine Menge Schwierigkeiten zu überwinden galt, ehe ich Deutschland wiedersehen durfte, so bin ich im Grunde nur heimgekommen, weil sich dieses Mädchen meiner erbarmte, dessen Namen ich nicht einmal weiß. „Hoffen Sie nichts Dummes!“ flüsterte sie vor dem Abschied. „Ich habe Ihnen nur geholfen, weil Ihr Feind auch der meine ist!“

(Entnommen aus der „Rigaschen Rundschau“.)